

Kälte-Fakter

Von Georg Bünau.

(Schluß.)

Vom Steinsitz schloß ihm die Kälte schüttelnd hinter dem gebauschten Mantel hoch, und seine Gedanken fuhren fort: wenn er jetzt heimkam in die Mietkammer, gings aus der Kälte ins kalte Bett, und so wars lange Jahre seither, Winter um Winter — war das ein Dasein? Und wem dankte ers? Bloß der Moni, seiner Schwester . . . war sie dafür gestraft durch einen schlechten Tod? Ja, er sagte es so auf. Und daß es ihr jämmerlich, hundeschlecht gegangen, bis der Tod mit ihr fertig geworden . . . Gott sei's gedankt, das wußte er ganz genau. Er wußte noch mehr. Die Tochter, wegen der sie nicht wieder aus dem Elend herausgekommen, die hatte es ihr genau so gemacht, wie sie ihm: schmähtlich und niederträchtig . . . wie die Saat, so die Ernte . . . wo mochte sich das Bankertsgechöpf jetzt herumtreiben? Sie konnte längst wieder an einem hängen, um ihn auch zu Grund zu richten, denn Art bleibt Art.

Nun fiel ihm die Kälte auch in die Beine, und er saß im Reif. Beim Aufstehen ließ der angefrorene Mantel eine Haarhaut auf dem Stein zurück.

Die alte Elsmännin, bei der der Kälte-Fakter seit Jahren hauste, wartete am Feiertagsmorgen zur rechten Zeit vergeblich darauf, daß ihr Einmieter aus seiner Dachstube in die ihre herüberkomme. Die rechte Zeit war an diesem Tag die Stunde um Sechs in der Früh. Denn die Frau hatte aus ihrem Dorf den Brauch in die Stadt mitgenommen, am Ostersonntag eine kleine Bescherung, ähnlich der weihnachtlichen, zurecht zu machen.

Da stak in der Sandfüllung eines sauberen Blumenscherbens die geweihte Kerze, mit gefärbtem grünem Moos umbettet, und zwischen den österlichen Eierwecken stand ein Teller voll rot und gelb gescheckter Eier, wie sie die Kinder schon am Donnerstag in den Osterhasenneuern aufgestöbert hatten. Daß der Kaffee, in den die Eierwecke zu tunken waren, kräftiger aufgegossen als sonst, versteht sich. Auf das kleine Kettele, der Elsmännin Pflegekind, traf ein Teller Milch mit eingebrochter Altsemmel.

Als die Frau lang genug gewartet, suchte sie sich die Verzögerung mit der späten Heimkunft des Hausgenossen zusammenzureimen; da er aber, seit er bei ihr wohnte, noch nie Einen über den Durst genossen, fand sie den Reim nicht.

Sie klopfte bei ihm an, und als die Antwort nach herein klang, sah sie den Erwarteten noch im Bett.

Aus dem tief geböhlten Rissen ragte seine derbe Nase, vom Schnupstuchfieber gerötet, und es zeigte sich, daß er, zwischen Schüttelfrost und Hitze hin- und hergeworfen, einstweilen liegen bleiben müsse.

Die sparsame Elsmännin löschte ihre Kerze aus, brachte das Kettele wieder ins Bett und braute für den Kranken einen Hasen Hollertee, von dem sie — nichts nix, schadts nix — gleich selber mittrank.

Viel Aufhebens gabs wegen des Zwischenfalls nicht. Die einzige Ungewöhnlichkeit bestand darin, daß die Frau statt ins zweite, schon ins erste Amt ging und deshalb das Kind nicht zur Nachbarin tat. Es wurde in sein Stühlchen gesetzt, wo es mit bunten Tuchflecken und einer Hampel Feuerbohnen spielen sollte.

Das tat es heute nur kurze Zeit, dann nahm es seine farbigen Lappen ins Armchen und tappte hinüber zu dem Mann, der im Bett lag. Das Öffnen der

Türklinke hatte es mit Hilfe des holperstolper beigeschleppten Schemels fertig gebracht, und als es noch an die seitliche Blähung des Deckbettes gepatscht und einen Versuch gemacht, seine bunten Herrlichkeiten herzuzeigen, war es am Ende seiner Leistungen. Es setzte sich platt auf den Boden, indes Der im Bett mit Mühe seines Rodes auf dem Stuhl neben dem Kopfstissen habhaft ward. Im Rod hatte er stets eine Bastischachtel mit Randisbroden stecken, deren das Rettele einen erhielt. Es verschnullte ihn halb, dann ging es zum Knabbern über, und da dies zur verbotenen, weil beschleunigten und unsparamen Genußart gehörte, sah es dabei verstohlen nach dem Spender. Der aber dachte nicht also streng wie die Großmamm.

Als die heimkam, hatte sie auch schon in der Marktapothek mit der nötigen Meldung vorgesprochen gehabt, und weil der Vålte, der kein Kinderfreund, sich mit dem Rettele einigermaßen abgefunden, bot sie ihm für den Mittag eine gezwiebelle Wadsuppe an; mehr sei ihm nicht tauglich, solange das Sieber dauere.

Es war ihr nicht sonderbar, und sie nahm es ihm nicht übel, daß er des übrigen allein sein wollte.

Dazu hatte er seinen guten Grund. Was ihm gestern nach langer Zeit wieder in den Kopf geraten, ging ihm jetzt erst recht wieder darin herum. Wie ganz anders hätte er es haben können, wenn ihn die Moni nicht ums letzte Vergeld betrogen — fing er jetzt an, krank zu werden, dann werde sich der Apotheker wohl hüten, ihn bei sich einzuquartieren . . . und ging dann einmal eine Krankheit wacker auf Ernst und Dauer, dann mußte er ins Spital. Kam er dort auch nicht gleich auf eine der Armenstuben, so werde man doch die Studenten, die schon am Auslernen, an ihm herumprobieren lassen . . .

Seine Gedanken maulten darauf los und gerieten auf den Apotheker, der es nach ihrer Ansicht schließlich auch hätte richten können, daß es der Vålte bis zum Subjekt, ja bis zum Provisor gebracht . . . Provisor — dann hätte sich wohl auch eine leidliche Heirat für ihn gefunden, schließlich gar die Apothekel dazu — vielleicht draußen in einem Gaunest oder in der Rhön . . .

Ja, der Vålte — so war er halt. Kam aber im Glurkie hinter seiner Herenküche ein schönes Stück Rindsbraten oder ein recht kräftig angebratener, golden und bräunlich gescheckter Eierpfannkuchen auf den Tisch, dann erstarrt sein Herz vor Dankbarkeit gegen den Prinzipal und die gütige Fügung, die ihm noch zu rechter Zeit die sorgenfreie Ernährung beschert hatte.

Solches begann auch schon wieder in sein murrendes, durchsiebertes Gemüt zu dämmern, als er, aus einem gründlichen Hinduseln erwachte, inne ward, daß der Abend im Anzug.

Da fand sich auch die Elsmännin wieder ein und bot ihm eine Weinsuppe an, gut säuerlich aus Most, mit Eierschaum darauf, und er löffelte sie in den brennenden Durst hinunter. Er reichte gerade der Wartenden den leeren Teller, in dem unter seiner zitterigen Hand der Blechlöffel klapperte, als das Rettele wieder durch die angelegte Tür schlüpfte.

Dies Geschöpflein, erst seit Neujahr im Haus, war ihm die Zeit her recht gleichgültig, beinahe zuwider gewesen. Jetzt frug er, wo denn das Kind eigentlich hergekommen, und was damit werden solle?

Mai, war die Antwort, sie habe es von der Armenpflege ins Aufziehen genommen. Auf die Kosten komme sie ja nicht, aber sie lebe selber von mancherlei Guttat, da sei es ein Ausgleich. „Wies so is“, redete sie leiser und fuhr mit

der freien Hand über den Mund, „es ist ein Hedenkind von Einer, die grad so hieß wie Ihr, aber sie wird wohl nicht aus Eurer Freundschaft gewest sein, mit ihrer Mutter wars genau so. . .“

Die Elsmännin vermochte im anstehenden Eindunkeln das Gesicht des noch aufrecht im Bett Sitzenden nicht zu sehen, sie wäre sonst schwer erschrocken; Zorn, Abscheu und Haß, alles drängte sich in seinem jählings mit Blau überfärbten Rot zusammen und ging heißen Hauches aus den bebend geschwellten Lippen des sprachlos offenen Mundes.

Der Mann sank gegen die Wand ins Rissen und machte mit der Hand eine heftige Bewegung, die Hinaus! bedeutete. Darein ergab sich die Bedeutete mit der Überlegung, daß ihr Einmieter von je ein Sonderling war (wie ihrer übrigens genug in der Stadt herumliefen), aber in seinem Zustand noch ein Ausnahmerecht auf seinen Eigensinn habe.

Sobald es den Kranken auf die Erhizung hin wieder frostig schüttelte, schlug auch sein Denken wieder um; in jene Art, die ihm selber schlechthin als vernünftig galt.

Im Verlauf dessen kam er in solche Überlegung: Die Moni hatte falsch, auf Nimmergutmachen schlecht an ihm gehandelt, dafür war sie gestorben und verdorben. Außer dem Allerleutheherrgott hätte ihm, dem Bälte, die Rache gehört, aber sie war ihm abgenommen worden durch den schlechten Kerl, der die Moni zu Schanden gemacht . . . und den hatte es dann auch erwischt und sein und der Moni Kind dazu, und von der ganzen Sippschaft lief jezt nur noch das Hedenkind letzten Triebes, das kleine Kettele, herum, als das Bild der Rache auf zwei kleinen schwachen Beinen. Nichts wie der arme Wurm war von dem dicken Klumpen Schlechtigkeit noch da . . .

Nun kam ihm wieder, wie sich das armelige, ausgestoßene Geschöpf in der Früh mitten in seine Verlassenheit gesetzt hatte, und indes ihn nichts anderes überkam als die Abklärung alles Großes in das menschliche Mitleid, machte er sich das Vollgefühl strafhafter Genugtuung weiß.

Seine Gedanken taten einen Sprung, für ihn bedeutete er Folgerichtigkeit: da bleibe nichts übrig für ihn, als dem Racheengel, dem Kettele, irgend etwas Gutes anzutun . . . auf jede Vergeltung gehöre ein greifbares Vergeltsgott . . . Das hatte ihm sein guter Geist eingegeben, daß er des Morgens mit dem Randiszucker schon angefangen . . .

Da er soweit war, überfiel ihn ein sprühendes Niesen, und als er das grobe Blaudruckschnupftuch wieder hinters Rissen geschoben, schlief er ein, tief und schwer, wie es zum Abfiebern taughaft.

*

Am Ostermontag besorgte der Bälte, noch ein wenig zitterig, aber leidlich gangfähig, das Nötigste in seiner Apothekeküche. Und nachdem er sich am mittägigen Lammbraten bescheiden, wie es die noch währende Appetitschwäche wollte, gütlich getan, schwächte er der Köchin ein übriggebliebenes Rippenstück ab, weil das ja das Mindeste, was er ihr Tags zuvor erspart habe. Er wickelte es sauber ein und brachte es der Elsmännin heim, in der truglosen Annahme, daß ein gutes Stückel davon dem Kind zu gut kommen werde. Noch nicht dazu tauglich, die ihn treffende Nachtbereitschaft in der Apotheke wahrzunehmen, blieb er abends eine Weile mit der Elsmännin beim Golllicht sitzen, sobald das Kettele ins Bett gebracht worden.

Während er aus den noch wässerigen, kurzsichtigen Augen in die Regenbogen-scheibe der trüben Flamme blinzelte, kam er mit Reden heraus, die seine Denkt- und Spracheinrichtung wie von selbst zu Tage gab. Sie waren der zwangsläufige Nachsatz zu seinen Gedanken vom vorherigen Abend, die so verwegene Hesper getan, aber dann recht friedsam halt gemacht hatten.

Um das Kind sei es schade, meinte er, wenn es so ganz in den blinden Nebel unsicheren Lebens hineinwachse. Ob schon die Sippschaft, aus der es komme, nichts wert gewesen sei, dem Kind sehr manns nicht an, es gude ehrlich aus den Augen, und gutartig scheine es auch. Wies komme, wisse man. Sei es erst aus dem Groben, dann werde es seiner Pflegemutter wieder abgenommen und zu Einem vom Rat oder sonst Vermögenden in den Dienst getan, so daß für alle Plage kein Dank bleibe.

„Wißt Ihr, Elsmännin, ich nähm mich gern um das Kettele an, Ihr könnt's ja im Vertrauen wissen: seine Großmutter war wirklich meine Schwester, die der Herrgott nicht wird gemocht haben. Ich gönne ihr den Zorn, wenn sie's drunten beim Hörnlesteufel inne wird, daß das Kind von ihrem Kind jetzt aus meiner Guttat gedeiht.“

Die Frau vermochte sich wenig aus des Valters Zusicherung herauszuholen. Es konnte dabei nichts zuwege kommen, als eine Beisteuer zu dem und jenem für das kleine Mädel, und einen Zuschuß hätte er ja ihr selbst schon lange leisten können für jahrelanges Waschen, Stopfen und Glücken, das er ohne Dank in sein Logiergeld dreingehen ließ.

Aber seine Gedanken schweiften weiter ins Kühne: „Und wißt Ihr was, am gleichbesten ist's, wir nehmen alle beide das Kettele als Kind an; zu gleichen Teilen, wobei ein jedes für das sorgt, was nottut, so wie Vater und Mutter.“

Wieder dachte sich die Elsmännin ihren Teil. Freilich, so sahen die Leute aus, die für andere sorgen wollten. . . . Wenns heut einmal was'lich um ihn ward, mußte er froh sein, daß sie ihn in die Spittelpfründe nahmen. . . .

Doch schon kam bei ihrem Mietsmann der letzte Trumpf heraus.

„Und wenn ichs überleg, Elsmännin, wärs für all das am vernünftigsten, wir machen uns richtig zu dritt. Wir zwei kriegen ja ganz gewiß keine Kinder mehr. Aber dafür ist ja das Kettele da. Also — was meint Ihr zum Heiraten?“

Darauf war die Angeredete nicht gefaßt, und so verschlug es ihr Gedanken und Sprache. Endlich kam es trocken und gepreßt aus ihr heraus: „Wenns sein soll — ich sag nit nein, schon wegen dem Kind.“

*

Die Eheausicht des Kalesfactors löste in der Apotheke verschiedene Gefühle aus. Das Subjekt freute sich, daß das große Wort beim Mittagstisch jetzt an die richtige Würde falle; die Prinzipalin war froh, daß sie um die beabsichtigte Einquartierung herumkam, und der Apotheker schüttelte den Kopf. Als er den späten Bräutigam um das Warum und Wieso frug, meinte der kurz hin: „Aus Rache!“

Er frug nicht weiter. Ein solcher Heiratsgrund war schließlich gar nicht so unmöglich, wenn auch nicht gewöhnlich.

Am Samstag vor der Trauung, da der Valters-Fatter noch in der Apotheke zu Mittag aß, sah er ganz besonders angelegentlich und recht wortfarg unter dem Mieltier weg in die gerade offenstehende St. Kathreinskirche — dort

hinten an der Sperrbant vor dem Ratschor sollte er morgen knien, um auf einmal Eheherr und Vater zugleich zu werden. Und als er aufstand, schob er den Stuhl so heftig unter den Tisch, wie seither auch überm lautesten Maulen nicht. Der Platz war für ihn abgetan. Daß es damit auch die guten Bissen waren, die er so lange dort genossen, bekümmerte ihn noch nicht.

Es ist nicht überliefert, ob die Frau Kalesfaktorin, ehemalige Elsmännin, vor ihrem Mann verstarb, so daß dieser etwa an den Mittagstisch im Knie des Apothekerslurs zurückgeraten und schließlich gar noch Bewohner der ihm zugeachten Dachkammer geworden wäre.

Im Familienbuch des Apothekers, das uns die Figur des Kalesfaktors, zwar nur in der Grobkontur, aber zum Ausmalen deutlich hinterlassen hat, steht bloß zu lesen, daß er noch zehn Jahre später zu nahe an eine politische Bewegung in der Stadt „gerochen“, und daß ihm das schlecht hätte bekommen können, wenn nicht eine ganze Vereinigung gleichfalls in hohes Alter gediehener Universitätsgenossen für ihn eingetreten wäre.

Fr ä n k i s c h e G h r e n t a f e l

Hier veröffentlichen wir kurzgefaßte Schilderungen des Lebens und Würdigungen der Werke bedeutender Franken, die uns ein Vorbild sein und den Glauben an eine Wiegeburt unseres fränkischen Menschentums in uns stärken können.

1. Johannes Spiz und Karl Martius.

Von Dr. Anton Fries.

Es sind jetzt gerade hundert Jahre, da starb in München, erst 45 Jahre alt, ein Mann, der zusammen mit seinem Gefährten eine für die damalige Zeit höchst bedeutende Forschungsreise durch Brasilien gemacht hat, dessen Andenken aber ebenso wie das seines Genossen, leider zu schwinden droht. Es sind dies die Gelehrten Dr. Johannes von Spiz und Dr. Karl von Martius. Da die beiden Männer fränkische Landsleute sind, gehört es zur Aufgabe unseres Bundes die Erinnerung an sie wachzuhalten. Deshalb hat der Obmann der Ortsgruppe Würzburg just am Jahrestage, da ein anderer berühmter Landsmann, Daniel Vislorius, 1863 als erster Deutscher amerikanischen Boden betrat, einen Vortragsabend veranstaltet und versucht, seinen Zuhörern ein Bild vom Leben und Wirken der beiden zu geben.

Spiz wurde in Höchstadt a. Misch 1781 geboren und starb 1826 als Leiter der Zoologischen Sammlungen in München, während Martius 1794 in Erlangen das Licht der Welt erblickte und hochbetagt und vielgeehrt 1868 als Professor der Botanik in München verstarb.

Von beiden Männern leben noch Abkömmlinge, von jenem u. a. in Nürnberg, Rottendorf bei Würzburg, von diesem

in Erlangen. Ihre Hauptbedeutung liegt in der großen Forschungsreise, welche die zwei Gelehrten von 1817 bis 1820 durch weite Gebiete Brasiliens führte. Die ganzen Oststaaten, von Rio de Janeiro bis zum Amazonas, durchquerten sie und Martius fuhr den Amazonas und den Japurá hinauf bis weit über die Grenzen Brasiliens hinaus. Aber 10 000 Kilometer legten sie in dem größtenteils unerforschten Lande zurück; die größten Mühsale hatten sie zu überwinden, dem Tode sahen sie nicht nur einmal ins Auge. Mit unerhörter Willenskraft und bewundernswertem Pflichtbewußtsein verfolgten sie ihr Ziel. Sie sammelten und beobachteten nicht nur Tiere und Pflanzen, sondern allen Zweigen geographischer Forschung galt ihre Tätigkeit; vor allem suchten sie auch Einblicke zu gewinnen in das geistige, sittliche und wirtschaftliche Leben der Bevölkerung.

Die reichen Ergebnisse dieser Reise sind niedergelegt in einem großen, dreibändigen Werke*, das in geradezu meisterhafter Darstellung einen Beweis gibt von der scharfen Beobachtungsgabe der beiden Forscher, das uns aber auch die außerordentlichen Strapazen der Reise schildert. Da das schöne Werk selten geworden ist, mögen einige Proben zeigen, wie recht wir haben, auf Männer stolz zu sein, denen kurz vor dem

* Reise in Brasilien, München, Lindauer 1. Bd. 1823.